

Wissenschafts-Chinesisch und Akademiker-Deutsch

Ernst Ziegler, Stadtarchivar

Als philosophischer Laienbruder interessiere ich mich für Philosophie. Obwohl unser Leben kurz ist und es viele grosse und ausgezeichnete philosophische Werke gibt, greife ich doch gerne hin und wieder zu einer Biographie, einer Interpretation, einem Kommentar etc.,

In der Meinung, die "Beck'sche Reihe Grosse Denker" sei für interessierte Laien gedacht, habe ich kürzlich beispielsweise Wolfgang Kerstings "Niccolò Machiavelli" durchgearbeitet: eine unsäglich mühsame Lektüre! (Einziges Lichtblick sind die Zitate aus Machiavellis Werken.) Mein Hauptvorwurf richtet sich gegen Kerstings umständliches "Wissenschafts-Chinesisch", mit dem er seine Leser behelligt.

Da ist der Philosophieprofessor allerdings in guter Gesellschaft. Er lebt und arbeitet vermutlich wie andere seiner Gattung unter einer universitären Glasglocke und hat jeglichen Bezug zu normalen Zweibeinern verloren. Fernab vom "gewöhnlichen Volk" philosophiert er in luftigen Höhen vor sich hin und pläzt allenfalls mit seiner "Sprachgewalt" Studenten. Es scheint ein weitverbreitetes Übel zu sein, dass Philosophen nicht mehr deutsch schreiben können oder wollen und sich, vermutlich um Eindruck zu schinden, eines Stils befleissen, den ein "normaler" Mensch nicht versteht und nur mühsam begreift. Diese Herren residieren in ihren "Silbertürmen" und schreiben drauflos, ohne zu bedenken, dass noch nicht alle Leser durch das vermaledeite "Akademiker-Deutsch" verdorben worden sind.

Viele der modernen Philosophen kommen mir vor wie die Theologen im "Lob der Torheit" des Erasmus von Rotterdam (1466-1536), denen "eine Unzahl neuersonnener Wörtchen und ungeheurerlicher Ausdrücke" zu Hilfe kommt und die sich erst dann als Theologen fühlen, "wenn sie ein recht hässliches Kauderwelsch reden". Plutarch (um 50-120 n.Chr.) meinte, die Seele offenbare "am deutlichsten durch Worte ihre Gesinnung"; Erasmus schrieb, die Sprache sei "der ehrlichste Spiegel der Seele", und die "modernen Stilisten" meinten, ein Meisterwerk zu vollbringen, "wenn sie in ihr Latein alle Augenblicke eine griechische Vokabel wie einen bunten Stickfaden einflechten, auch wo sie nicht hinpasst; und fehlt ihnen ein Fremdwort, so graben sie aus schimmlichen Folianten ein paar veraltete Wörter aus und hoffen, damit dem Leser etwas vorzumachen."

Ich erinnere mich an eine Stelle bei Michel de Montaigne (1533-1592), der nach Francis Jeanson "immer die konkretesten Ausdrücke bevorzugt, die in aller Munde und der täglichen Erfahrung am meisten angepasst sind", und der uns noch heute besonders auch deshalb unmittelbarer zu packen vermag als viele zeitgenössische Philosophen. Er schrieb in einem seiner Essays: "Es ist ungeheuerlich, wie die Dinge in unserem Jahrhundert so weit verkommen sind, dass der Name Philosophie sogar von verständigen Menschen bloss noch als Schall und Rauch empfunden wird, ja dass sie nicht nur nach der vorherrschenden Meinung, sondern tatsächlich keinerlei Wert und Nutzen mehr hat."

Dass es auch anders geht, beweist z.B. Maurizio Viroli mit seinem Buch "Das Lächeln des Niccolò, Machiavelli und seine Zeit", Zürich, München 2000. (Viroli lehrt Politische Wissenschaften an der Universität Princeton.) Zu schweigen vom meisterhaften Essay im "Spiegel" vom 25. Dezember 2000 "Was wusste Gott?" des amerikanischen Astrophysikers George V. Coyne, der mit seiner einfachen Sprache dem Laien die

kompliziertesten Zusammenhänge erklären kann.

Ich kämpfe gegenwärtig gegen dieses "Wissenschafts-Chinesisch" und "Akademiker-Deutsch", gegen Leute, die bloss für Ihresgleichen reden und schreiben und von Aussenstehenden nicht verstanden werden (und die vermutlich oft sich selbst nicht mehr verstehen).

"Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge," schreibt Arthur Schopenhauer in "Über Schriftstellerei und Stil", und er empfiehlt, ein Autor sollte "sich vor nichts mehr hüten, als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr Geist zeigen zu wollen, als er hat". "Demgemäss ist Simplicität stets ein Merkmal, nicht allein der Wahrheit, sondern auch des Genies gewesen."

Wenn diesen Schreibern Schopenhauer nicht als Wegweiser gilt, könnten sie ja die Alten als Ratgeber annehmen: Cicero z.B., der im "Orator" schreibt: "Jener Redner des einfachen Stils wird also, vorausgesetzt, dass er sich gewählt ausdrückt, bei der Bildung neuer Worte nicht kühn sein, bei übertragenen Wendungen zurückhaltend und sparsam auch bei altertümlichen, bei den übrigen Schmuckmitteln der Wörter wie der Sätze vorsichtiger." Oder Quintilian, in dessen "Ausbildung des Redners" viel noch heute Bedenkenswertes steht, beispielsweise der höchste Vorzug einer Rede sei die Klarheit und "wir loben die Worte, die gut den Sachen entsprechen" u.a.m.

Eine neue Reihe SAPERE, in der bis jetzt Texte von Plutarch und Dion von Prusa (Dio Chrysostomus) erschienen sind, will sich an ein "interessiertes gebildetes Publikum" richten, das Wörter wie Konnotation, Relevanz (relevant = erheblich, wichtig: warum nicht Bedeutung?), Inkompatibilität (Unvereinbarkeit), Polyvalenz, diskursiv, rezipieren, paränetisch, konsistent, Makarismus, Parusie, Eisangelie, Iteration, Inkulturation usw. ohne weiteres in seinem Wortschatz führt und selbstverständlich die griechische und lateinische Sprache beherrscht. Band I über "Plutarch" geht auf ein interdisziplinäres Oberseminar zurück; das merkt der Laie, und er soll es wohl auch merken!

Jacob Burckhardt hat einmal gesagt: "Ich liebe das Wissenschaftliche, aber nicht das Streng-Wissenschaftliche!" Burckhardt hat sich übrigens auch einmal über die Kirchenhistoriker mokiert und zu einem seiner Schüler gesagt, alle seien "pedantische Gelehrte und ungeniessbar in ihrem Stil".

In seiner Autobiographie "Mein Leben" schreibt Marcel Reich-Ranicki ebenso treffend wie schön: "Und die Universitätsprofessoren? Viele Germanisten schrieben damals einen Jargon, den sie für wissenschaftlich hielten, obwohl er eher auf Pseudowissenschaft schliessen liess. Ihre Arbeiten, voll von Fremdworten und Fachausdrücken, deren Notwendigkeit in der Regel nicht einleuchtete, waren für die meisten Leser unverständlich. Überdies hatten ihre Manuskripte bisweilen einen penetranten, einen abstossenden Geruch: den Kreidegeruch der Seminarräume."

Wer die jetztlebenden Pseudowissenschaftler nicht mehr verträgt, kehre getrost zu Plutarch zurück und erhole sich bei der Lektüre des köstlichen Diogenes-Bändchens "Von der Heiterkeit der Seele" oder des Vortrags von Jacob Burckhardt "Über den Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit".